



Peter Wohlleben

Die Gefühle der Tiere

Von glücklichen Hühnern, liebenden Ziegen
und träumenden Hunden

Ein Plädoyer für Respekt und Achtsamkeit



pala
verlag

Peter Wohlleben

Die Gefühle der Tiere

Peter Wohlleben

Die Gefühle der Tiere

Von glücklichen Hühnern,
liebenden Ziegen
und träumenden Hunden

illustriert von Margret Schneivoigt

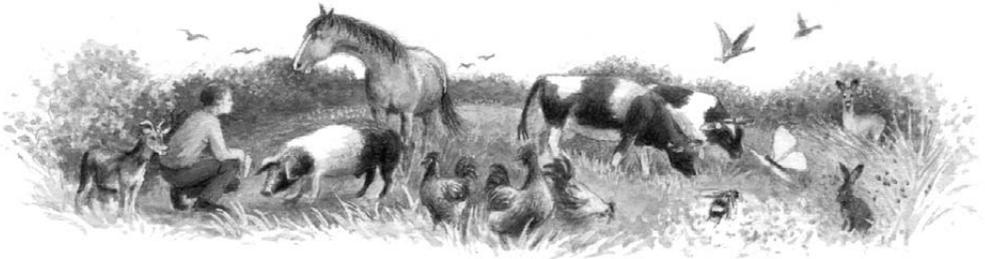
pala
verlag

Inhalt

Vom Glück, mit Tieren zu leben	7
Dumpe Kreaturen oder fühlende Wesen?	9
Primitiv oder anspruchsvoll?	11
▪ <i>Auf der Suche nach dem scheuen Reh</i>	12
Spaß beim Sex	18
Und wie steht es mit der Liebe?	25
▪ <i>Von wegen blöde Ziege!</i>	26
Trauer und Tod	28
Empathie im Tierreich	32
Freude und Glück	37
▪ <i>Wunschbild »glückliches Huhn«</i>	38
Einfach nur böse?	43
▪ <i>Die Angst vor aggressiven Hornissen</i>	44
Neues aus dem Oberstübchen	49
Gehirngrößen und Intelligenz	49
▪ <i>Die Fabel vom schlauen Fuchs</i>	50
Der Spiegeltest	58
Können Tiere träumen?	60
Kulturelle Traditionen	62
Fähigkeit zur Kommunikation	66
▪ <i>Vorbild fleißige Biene?</i>	70
Staatenbildung und gezähmte Emotionen	71
Spiritualität und religiöses Empfinden	75
Zeit ist relativ	78
▪ <i>Der Mythos vom dummen Schaf</i>	82

Tiere im Reich des Menschen	87
Normal ist tausendfach verschieden	87
▪ <i>Vorsicht: gemeine Zecke?</i>	88
Von Sklaven und willigen Dienern	92
▪ <i>Das Märchen vom bösen Wolf</i>	94
Das große Geschäft	104
Symbiosen zwischen Mensch und Tier	108
Angsthasen und Jäger	109
▪ <i>Die Mär vom ängstlichen Hasen</i>	110
Mehr Achtsamkeit mit Tieren	119
Gespanntes Verhältnis zu unseren Mitgeschöpfen	119
▪ <i>Die Legende von der diebischen Elster</i>	120
Ein Ausflug ins Reich der Pflanzen	126
Die Büchse der Pandora	132
▪ <i>Besser als ihr Ruf: die dreckige Sau</i>	136
Der Hund in der Handtasche	137
Ich sehe was, was Du nicht siehst	141
▪ <i>Beliebtes Vorurteil: der störrische Esel</i>	142
Verhungern aus Mitleid?	147
Rücksichtnahme – ein praktischer Versuch	151
Epilog	155
Der Autor	157

Vom Glück, mit Tieren zu leben



Patsch! Erwischt. Die Fliege, die schon seit Stunden brummend durch unser Haus geflogen ist, liegt unter der Fliegenklatsche. Heimliches Jagdglück breitet sich in mir aus. Mit spitzen Fingern packe ich die ekeligen Überreste an den Flügeln und befördere sie in den Mülleimer.

In den letzten Jahren mischen sich nach jeder derartigen Aktion mehr und mehr zweifelnde Gefühle in den kleinen Triumph. Denn der Gedanke beschleicht mich immer öfter, dass ich die individuelle Welt dieser winzigen Wesen unwiderruflich auslösche. Warum gilt mir das Lebensrecht dieser Fliege weniger als das unseres Hundes? Ich muss sie nicht mögen, aber sollte ich mir nicht wenigstens die Mühe machen, sie zu fangen und wohlbehalten an die frische Luft zu setzen? Hat nicht auch solch ein nerviges Etwas Freude am Leben, einen festen, vorgezeichneten Weg, der es über die Jugend und eigenen Nachwuchs bis zu einem Alterstod führen soll? Oder ist das alles völlig übertrieben und sentimental?

Der Mensch ist schließlich etwas Einzigartiges. Nur unsere eigene Spezies hat ein Selbstbewusstsein, kann detailliert über Sprache kommunizieren, empfindet Glück und Trauer und stellt damit eine absolute Ausnahme im Reich der Tiere dar. Wirklich? Schon in der Vergangenheit gab es mit Charles Darwin und Konrad Lorenz einzelne Forscher, die auf Gefühle von Tieren hinwiesen. Damals war die Zeit offensichtlich noch nicht reif für solches Gedankengut. In den letzten Jahren hat sich das Bewusstsein jedoch geändert. Immer mehr Wissenschaftler widmen sich dem Gefühlsleben unsere Mitgeschöpfe, und im Zuge dieser Forschungen taucht eine Überraschung nach der anderen auf.

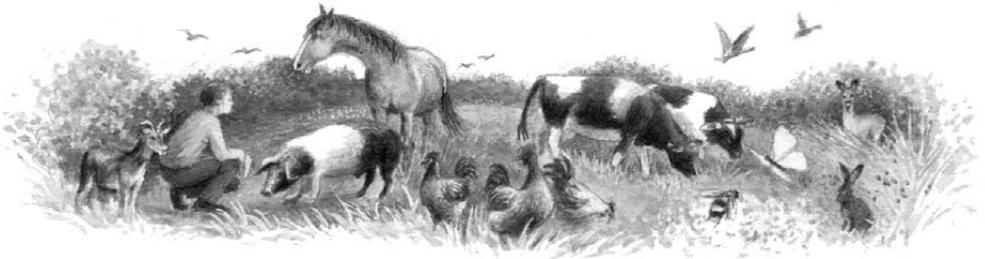
Es ist wie bei einem Puzzlespiel, bei dem mit jedem Stück das Bild klarer wird. Und obwohl schon genug zu erkennen ist, scheint es, als

wollten wir nicht sehen, was sich da vor unseren Augen abzeichnet. Es ist eine wunderbare Welt von Mitgeschöpfen, die offenbar zu weitaus mehr in der Lage sind, als wir ihnen zugestehen wollen, zugestehen können. Denn wenn wir vorbehaltlos akzeptieren würden, dass wir nicht nur von vollautomatischen Biorobotern, sondern von fühlenden, fröhlichen Wesen umgeben sind, müssten wir den Umgang mit ihnen drastisch ändern.

Respekt und Rücksichtnahme bedeuten jedoch gleichzeitig eine Einschränkung unseres bisherigen Lebensstandards. Dürfen wir Tiere überhaupt noch töten oder anderweitig nutzen? Und falls wir dies dennoch machen, müssten wir dann nicht wenigstens die Nutzung auf das wirklich Notwendige beschränken und ihnen dabei so viel an Lebensqualität wie möglich zugestehen? Das würde beispielsweise die Massentierhaltung und damit auch billige Lebensmittel in der heutigen Form ausschließen und eine artgerechte Haltung aller Haustiere notwendig machen.

Gewinnen könnten wir dafür an Vergnügen. Eine Tierwelt, die witzig ist, die Kulturen hervorbringt, meisterhafte Bauwerke errichtet oder einfach nur glücklich ist: Ist das nicht ein unfassbares Glück, mit solchen Wesen gemeinsam unseren Planeten zu bevölkern und sie bei ihrem Treiben zu beobachten? Etliche der Geschöpfe mögen uns sogar ausgesprochen gern, warten nur auf eine freundliche Geste und sind bereit, all das Ungerechte der Vergangenheit sofort zu vergessen. Geben Sie anderen Arten die Chance, zu zeigen, was in ihnen steckt, und begleiten Sie mich auf eine Entdeckungsreise zu den Gefühlen der Tiere und ziehen Sie Ihre eigenen Konsequenzen daraus. Dabei werden Sie vielleicht auch ein paar interessante Aspekte der menschlichen Spezies überdenken.

Neues aus dem Oberstübchen



Dass Tiere fühlende Wesen sind, die alle Facetten emotionaler Zustände auskosten können, macht den sorglosen Umgang mit ihnen ein wenig schwerer. Mehr oft nicht. Für das Selbstverständnis des Menschen viel wichtiger ist die Annahme, dass Tiere nicht denken können, keinerlei Intelligenz besitzen. Dabei geht es nicht um eine Abstufung gegenüber den zweifelsohne besonderen geistigen Fähigkeiten unserer Art, nein, es wird den Mitgeschöpfen häufig jegliche derartige Begabung abgesprochen. Der Grund: Nur intelligente, denkende Wesen können ein Bewusstsein ihrer selbst entwickeln und somit reflektieren, was mit ihnen geschieht (oder was wir mit ihnen machen). Und nur für solche Tiere könnten wir Mitleid empfinden.

Gehirngrößen und Intelligenz

Lassen Sie uns zunächst die Begriffe klären. Intelligenz ist die Fähigkeit, das erlernte Wissen zu abstrahieren und auf neue Sachverhalte anzuwenden. Den Prozess, innerlich aktiv an einer Problemlösung zu basteln, bezeichnet man als Denken. Es gilt Philosophen auch als Sprache des Geistes. Das wissenschaftliche Problem besteht darin, dass man das Denken und die Intelligenz bei Tieren nicht messen kann. Ein brauchbarer Kompromiss schien bisher die Vermessung des Denkapparates zu sein. Das Verhältnis von Gehirnmasse zum Körpergewicht (der sogenannte Cephalisations-Index) ist demnach entscheidend für die Intelligenz eines Wesens, so zumindest die landläufige wissenschaftliche Meinung. Und weil wir im

Die Fabel vom schlauen Fuchs

Über die Intelligenz von Füchsen existieren schon seit Jahrtausenden Geschichten und Mythen. So behandelten wir während meiner Schulzeit im Lateinunterricht eine Fabel von dem Fuchs und dem Raben (*»De corvo et vulpecula«*). Der Rabe sitzt in einem Baum und hat ein Stück Käse im Schnabel. Der Fuchs am Fuße des Baums schmeichelt dem Raben, überredet ihn, ein wenig von seinem unvergleichlichen Gesang hören zu lassen, was der Vogel voller Stolz tut. Dabei fällt ihm das Käsestück aus dem Schnabel, welches der Fuchs sofort frisst. Diese Fabel ist wahrscheinlich schon über 2600 Jahre alt – ist daran wenigstens ein Fünkchen Wahrheit? Die Antwort lautet: Ja, und nicht nur ein Fünkchen. Allerdings ist es nicht der Käse, sondern gleich die Krähe selbst, die verspeist wird. Dazu legen sich manche Füchse auf die Seite und stellen sich tot. Rabenvögel sind Aasfresser und freuen sich über die vermeintlich fette Beute. Das böse Erwachen gibt es erst, wenn nach der Landung der erste Schnabelhieb gesetzt wird und der »tote« Fuchs zurückbeißt.

Dass es den Fuchs überhaupt noch gibt, ist ebenfalls seiner Intelligenz zuzuschreiben. Er wurde und wird jagdlich stark verfolgt. Vor Jahrzehnten wurden seine Baue begast, um effektiv gleich die gesamte Familie zu töten. Bis heute wird der kleine Wildhund als angeblicher Schädling am Niederwild gnadenlos geschossen. Dennoch ist sein Bestand nie gefährdet gewesen, ganz im Gegenteil. Er erkennt Fallen, Jäger und sogar deren Autos. So kann er seinen Verfolgern in den meisten Fällen ausweichen. Durch seine enorme Anpassungsfähigkeit erschließt er sich immer wieder neue Nahrungsquellen

und Lebensräume. So beobachtete ich vor Kurzem in Berlin einen Fuchs, der an der Ecke Tierpark/Brandenburger Tor in aller Seelenruhe eine Currywurst verzehrte. Dennoch trauen wir ihm weniger zu als Haushunden, und das liegt vielleicht daran, dass er sich dem Mensch nicht als Gefährten anschließt.



Tierreich nach dieser Berechnung den Spitzenplatz einnehmen, halten wir uns mit Abstand für die schlaueste Art mit den ausgereiftesten geistigen Fähigkeiten. Einen solchen Wert als Richtmarke zu verwenden, scheint auf den ersten Blick sinnvoll. Denn nach dem bloßen, absoluten Gehirngewicht übertreffen uns Arten, die geistig als weniger leistungsfähig gelten. Während das Zentralorgan unserer eigenen Art durchschnittlich 1350 Gramm auf die Waage bringt, schafft ein Elefant 6000 Gramm, ein Pottwal sogar 7800 Gramm. Und beide Arten dürfen im Vergleich mit uns, der Krone der Schöpfung, doch geistig als ein wenig unterbelichtet gelten, oder?

Oberflächlich gesehen, scheint die Reihung, die der Cephalisations-Index bietet, noch zu stimmen. So besitzt der Mensch einen Index von 0,89, der Delfin 0,64, der Schimpanse 0,30 und ein durchschnittlicher Hund 0,14. Entsprechend dieser Reihung sollten dann auch die geistigen Fähigkeiten abnehmen. Stimmt dies, so tauchte ein ganz anderes Problem auf. Denn die Berechnung des Wertes beim Neandertaler ergibt eine handfeste Überraschung: Der angeblich so dumme Seitenast unserer Dynastie kommt auf einen Cephalisations-Index von bis zu 1,18 und schlägt unseren damit um Längen. Auch wenn ich vorhin eine Vergleichbarkeit ablehnte, sollte sie in diesem Fall in Ordnung sein: Denn es ist stark davon auszugehen, dass das Gehirn des Neandertalers ganz ähnlich aufgebaut war und annähernd so funktionierte wie unseres. Hat der Mensch mit dem Verschwinden des grobschlächtigen Veters aus Sicht der Evolution seinen geistigen Zenit also bereits überschritten?

Masse mit Klasse gleichzusetzen ist aber vielleicht ein völlig falscher Ansatz. Der bisher schwerste Mann der Welt, Jon Minnoch, der 1978 (vor seiner Radikaldiät) 635 Kilogramm auf die Waage wuchtete, war ja auch nicht zeitgleich der stärkste Mensch auf Erden. Es gibt allein schon beim Menschen mehrere Hinweise darauf, dass die Leistungsfähigkeit des zentralen Nervensystems nicht durch die Größe bestimmt wird. Der erste: Das Gehirn von Frauen wiegt im Durchschnitt 100 Gramm weniger als das von Männern. Auch unter Berücksichtigung des geringeren Körpergewichts bleibt ein deutlicher Gewichtsunterschied. Dennoch ist sich die Forschung einig, dass beide Geschlechter gleich intelligent sind. Dichter gepackte Neuronen sollen die Differenz ausgleichen. Dient

diese Aussage lediglich der Beruhigung und ist der Political Correctness geschuldet? Denn innerhalb des jeweiligen Geschlechts glaubt man weiterhin an den Zusammenhang von Intelligenz und Gehirngewicht. Und nicht nur das: Professor Paul Thompson von der Universität Los Angeles sieht die Gehirngröße überwiegend genetisch bedingt und damit auch die Intelligenz.

Dem widerspricht der zweite Hinweis: Er heißt Philipp Dörr. Wie das Nachrichtenmagazin »Der Spiegel« vor einiger Zeit berichtete, musste ihm als 11-Jährigem wegen schwerster epileptischer Anfälle die gesamte rechte Großhirnhälfte entfernt werden. Überraschenderweise gelang es dem jungen Mann innerhalb eines drei Jahre dauernden Klinikaufenthalts, den Ausfall zu kompensieren. Abgesehen von ein paar wenigen Erinnerungslücken funktionierte der verbliebene Gehirnrest so gut, dass Philipp eine überdurchschnittliche Intelligenz bescheinigt wurde. Selbst die anspruchsvolle Prüfung zum Rettungstaucher bestand er problemlos. Die vorläufige Krönung ist ein Psychologiestudium an einer deutschen Universität. Ist Hirngröße doch nicht automatisch gleich Intelligenz? Können verschiedene Menschen nicht eine völlig unterschiedliche »Verdrahtung« ihrer Nervenzellen aufweisen? Und wenn das so ist, wie verhält es sich dann mit den ganz anders aufgebauten Gehirnen unserer Mitgeschöpfe?

Ein starker Hinweis, dass selbst kleine Gehirne höchste Leistungen vollbringen können, kommt denn auch aus der Tierwelt. Es sind die Rabenvögel, die die Fachwelt in den letzten Jahren in Staunen versetzten. Verschiedene Forschungsprojekte brachten schier unglaubliche Leistungen an den Tag. Aber der Reihe nach.

Bei Säugetieren ist der sogenannte Neocortex, der den größten Teil der Großhirnrinde bildet, der Sitz der Intelligenz. Je größer in Bezug auf die Körpermasse, desto besser (hier kommt der Cephalisations-Index wieder ins Spiel). Bei Vögeln fehlt dieser Neocortex jedoch völlig. Schade, und damit könnte man sie in die Gruppe der unterbelichteten Geschöpfe sortieren. Das Dumme ist nur, dass ihre geistigen Fähigkeiten eine ganz andere Sprache sprechen.

So etwa beim Eichelhäher, der mit seinen krächzenden Schreien jeden Spaziergänger an die anderen Waldtiere weitermeldet. Um über den Winter zu kommen, legt dieser Vogel viele Verstecke mit seiner Lieblingsnahrung

an. Dabei muss er auf die unterschiedliche Haltbarkeit seiner Köstlichkeiten achten. Würmer verderben schneller als Eicheln oder Bucheckern, also sollten sie zuerst verzehrt werden. Wir Menschen machen es uns mit einem aufgedruckten Verfallsdatum auf den Packungen einfach, dem Eichelhäher bleibt nichts anderes übrig, als es sich schlicht und ergreifend zu merken. Aber nicht nur das: Auch die Umstände des Versteckens sind von Bedeutung. Ist das geheime Lager sicher? Wurde er etwa von anderen Hähern beobachtet? War dies der Fall, so stehen die Chancen auf ein Wiederfinden nicht gut, da diebische Konkurrenz das Depot geplündert haben könnte. Am wichtigsten aber ist der exakte Ort des Verstecks. Eichelhäher können ihn sich so genau einprägen, dass sie ihn auch dann erkennen, wenn er stark verändert wurde. Entfernt man beispielsweise den Strauch, an dessen Wurzeln Eicheln vergraben wurden, so findet der Vogel seine Nahrung trotzdem wieder.

Von meinem Büro aus kann ich den klugen Kerlchen im Winter bei der Depotsuche zusehen, und es ist immer wieder erstaunlich, dass sie mit einem einzigen Schnabelhieb auf ihre Vorräte treffen, selbst bei Schneelage, die alle Details einer Wiese verwischt. Ganz im Gegensatz zu den Eichhörnchen: Sie suchen verzweifelt hier und da, buddeln Moos beiseite und schauen sich dann wieder fragend um. Hier und da werden sie fündig, oft aber nicht. In der Folge verhungern vor allem Jungtiere.



Von Sklaven und willigen Dienern

Das krampfhaftes Bemühen, Tiere als geistig minderwertig darzustellen und ihre Gefühle zu leugnen, ist vermutlich auf die Tatsache zurückzuführen, dass die menschliche Kultur eng mit der Haltung von Tieren verknüpft ist. Zwar gibt es beispielsweise Ameisen, die ebenfalls so etwas wie Viehhaltung betreiben, indem sie Blattlauskolonien bewachen und deren Zuckersaft melken. Dass aber eine Art Hunderte von anderen Arten in Gefangenschaft hält, um von ihnen zu leben, ist in der belebten Welt einmalig. Und erzeugt bei den Haltern, nämlich uns, offenbar ein so schlechtes Gewissen, dass allerlei Märchen und Mythen konstruiert werden müssen, um den Umgang mit den unterdrückten Wesen zu rechtfertigen. Nun könnte man über Legebatterien diskutieren oder über Schweinemastbetriebe, lassen Sie uns stattdessen zunächst über so etwas Harmloses wie Honigbienen reden. Diese Nektar sammelnden Insekten existieren schon seit rund 100 Millionen Jahren – wesentlich länger also als der Mensch und damit natürlich auch der Imker. Die professionelle Nutzung führten spätestens die Ägypter ein. Die Bedeutung von Honig kann man daran ablesen, dass im Titel der Pharaonen das Bienensymbol verwendet wurde. Bis heute stellt das Imkerhandwerk weltweit einen wichtigen Wirtschaftszweig dar, allein in Deutschland werden jährlich rund 85 000 Tonnen Honig verzehrt.

Auch ich habe vor einigen Jahren mit der Bienenhaltung angefangen. Auslöser waren unsere jungen Obstbäume, welche nach Jahren der Hege und Pflege endlich einmal anfangen, zu blühen. Alles war in bester Ordnung – alles, bis auf die Bienen. Die fehlten nämlich, und so sah ich die potentielle Obsternte schon dahinschwinden. Dass die mangelnde Bestäubung nur an den zur Blütezeit sehr niedrigen Temperaturen lag, wusste ich damals noch nicht, und so kaufte ich mir zwei Völker. Heute weiß ich, dass die Bienen unterhalb von 12 Grad Celsius kaum fliegen. Mittlerweile versorge ich die Verwandtschaft mit Honig, und die Blütenbesuche laufen auf Hochtouren – doch als Naturschützer kommen mir Zweifel, ob mein neues Hobby wirklich ein Beitrag zum Umweltschutz ist.

Wie sehen die Fakten durch die rosarote Brille der Imker aus? Die Honiggewinnung ist ein interessantes Handwerk. Durchschnittlich 50 000 Bienen sammeln, vereint in einem Volk, Nektar und Pollen. Der Nektar wird von

einer Arbeiterin aus der Blüte gesaugt, mit körpereigenen Stoffen angereichert und verändert sowie bei der Rückkehr anderen Bienen übergeben. Diese verändern und trocknen den süßen Saft, bevor sie ihn dann endgültig in eine Wabe ausspucken. Dort reift der Honig, der überwiegend aus Zucker sowie 18 Prozent Wasser besteht. Verdeckeln die Bienen die Honigwaben mit Wachs, ist das für den Imker das Zeichen zur Ernte, da der Honig nun ausgereift ist. Die zwischen Holzrahmen sitzenden Waben werden aus dem Kasten genommen, in Stahltrommeln ausgeschleudert und der ausfließende Honig nach einer Reinigung und einigen Tagen der Ruhe und des Umrührens in hübsche Gläser gefüllt. Wegen zusätzlicher Vitamine und Mineralstoffe gilt Honig als gesunde Alternative zum gewöhnlichen Zucker und wird entsprechend gerne gekauft.

Das ist aber noch nicht alles. Wie auf der Homepage des Deutschen Imkerbundes nachzulesen ist, leistet die Bienenhaltung einen gewichtigen Beitrag zum Naturschutz. Die Insekten, von den Imkern quasi kostenlos zur Verfügung gestellt, bestäuben danach zwischen 2000 und 3000 Arten an Nutz- und Wildpflanzen. Kirschen und Äpfel, Raps und Gurken, all dies reifte ohne Honigbienen nicht mehr heran. In jedem Honigglas, so der Imkerbund, befindet sich das Resultat von 12 Millionen bestäubten Blüten.

Das fälschlicherweise Albert Einstein zugeschriebene Zitat »Wenn die Biene ausstirbt, hat der Mensch nur noch vier Jahre zu leben.« bringt die Einstellung vieler Imker auf den Punkt: Ohne sie geht nichts! Für die industrielle Landwirtschaft mag das in gewissen Grenzen stimmen, nicht umsonst werden Wanderimkern Prämien bezahlt, wenn sie ihren LKW voller Bienenstöcke in riesigen Obstplantagen aufstellen. Ein durch eingeschleppte Milben und Pestizide aus der Landwirtschaft verursachtes Bienensterben, welches bisher zwar zu Ausfällen ganzer Völker, nicht jedoch zum Rückgang der gesamten Bestäubungsleistung führte, animierte einen Autor schon zu folgendem Buchtitel: »Welt ohne Bienen.« Darin wird die Frage aufgeworfen, ob die Honigbiene überhaupt noch vor dem Aussterben zu retten sei und ob sich die Welt, wie wir sie kennen, völlig verändern würde. Abgesehen davon, dass die Autoren, wie alle anderen Untergangspropheten auch, völlig übertreiben, ist das Buch ein schönes Beispiel dafür, wie sehr die Rolle der Bienen und Imker als Umweltengel überschätzt wird.

Das Märchen vom bösen Wolf

»Der Wolf ist da!« Ob von Osten über Polen, die ostdeutschen Bundesländer bis an die Nordseeküste, ob von Italien nach Österreich und Bayern, ob von den Vogesen über die Ardennen bis in die Eifel – überall werden Einwanderer gesichtet und lassen sich dauerhaft nieder. Das ist ein Riesenerfolg für den Artenschutz. Mit den Tieren kehrt aber auch eine alte Angst zurück: Sind Wölfe nicht gefährlich, sogar richtig böse? Für die Menschen vergangener Zeiten war diese Sichtweise verständlich. Bis weit in das 19. Jahrhundert lebten die Menschen als Selbstversorger. Wenn Raubtiere die magere Ziege, ein paar Schafe oder gar eine der kleinen Milchkühe rissen, dann brachen Not und Elend über die Familien herein. Zu dieser Zeit waren Wölfe mancherorts existenzbedrohend, obwohl sie wohl kaum für die Übernutzung der Äcker und Wiesen sowie für den Bevölkerungszuwachs verantwortlich gemacht werden konnten. Übergriffe auf Menschen gab es übrigens selbst damals nur extrem selten. Und heute? Geblieben ist eine diffuse Sorge, die völlig unbegründet ist. Viehhalter können ihre Tiere durch Elektrozäune wirksam schützen, Schäfer ihre Herden durch ausgebildete Herden-Schutzhunde bewachen lassen, für die sie staatliche Zuschüsse bekommen. Waldbesucher werden die scheuen Jäger wohl nie zu Gesicht bekommen, denn Wölfe meiden ihre ärgsten Feinde. Beute haben sie ohnehin genug: In unseren Wäldern gibt es rund 50-mal mehr Rehe, Hirsche und Wildschweine, als die Natur es vorgesehen hat. Ursache ist die Fütterung durch Jäger, die so massenhaft Jagdobjekte heranziehen. Sie schüren auch die Sorgen in der Bevölkerung. Wie unsinnig die Angst vor Wölfen ist, zeigt ein Blick auf Hunde. Sie sind genetisch reine Wölfe und unterscheiden sich von ihren Ahnen im Wesentlichen durch Folgendes: Sie haben keine Angst



vor dem Menschen. Und wenn wir Hundebesitz weiter tolerant befürworten (ich bin dafür!), dann sollten wir ebenso entspannt auf die wilde Variante blicken, die noch eine gesunde Furcht vor uns besitzt, und sie in unseren Wäldern willkommen heißen.

Nehmen wir einmal die rosarote Brille ab und schauen der Realität ins Auge. Sicher ist die Honigbiene ein wichtiges Haustier, das in der Kultur des Menschen eine bedeutende Rolle spielt. Überlebenswichtig ist sie jedoch nicht unbedingt. Weizen und Reis, Mais und Kartoffeln brauchen keine Bienen zur Bestäubung – das erledigt der Wind. Im Falle der Kartoffeln geht es sogar ganz ohne Blüten, da sie sich unterirdisch entwickeln und so vermehren. Allergiker achten im Frühjahr und Sommer auf die Pollenflugvorhersage im Radio. Die mikroskopisch kleinen Kügelchen, männlichen Samenzellen gleich, fliegen zu Billionen durch die Luft und hoffen, zufällig einen weiblichen Blütenteil derselben Art zu treffen. Insekten sind für diese Art von Bestäubung völlig überflüssig. Gräser, aber auch viele Baum- und Straucharten pflanzen sich so fort. Zielgenauer ist es, eine Art Postbote zu nutzen, der den Pollen zum Adressaten bringt. Dazu bilden etliche Pflanzenarten Blüten, die durch Farbe und Duft jeweils spezialisierte Tiere anlocken. Diese übernehmen nach einem kleinen Nektarimbiss, der als Belohnung am Grunde jeder Blüte abgesondert wird, den Weitertransport der Pollen. Allerdings ist auch hier die Honigbiene nur eine von vielen, genauer gesagt eine von rund 100 000 Arten, die den Pflanzen ihre Dienste anbieten. Allein 600 meist einzeln lebende Wildbienenarten stehen hierzulande bereit, den angebotenen Nektar aus den Blüten zu schlürfen als Dank für die Lieferung von Pollen per Luftpost. Neben weiteren Zehntausenden verschiedenen Insekten gibt es weltweit jede Menge Spezialisten, unter ihnen sogar Vögel und Fledermäuse. Würde die Honigbiene von heute auf morgen ausfallen, so änderte sich für die Natur schon einiges. Nicht, dass es an Bestäubern mangeln würde, nein, ganz im Gegenteil! Denn die vom Menschen herangezüchtete Konkurrenz verdrängt die wilden Artgenossen von den Blütenkelchen, sodass alle anderen Arten vermutlich aufatmen würden, von den lästigen Mitessern befreit zu werden. Solange das kultivierte Land mit artenreichen Blumenwiesen sowie Heckenstreifen durchsetzt ist, haben Honigbienen und ihre wilden Verwandten keine Probleme miteinander. In den immer weiter ausgeräumten, industriellen Agrarlandschaften, in denen das bisschen Insektenleben mit der Giftspritze ausgelöscht wird, ist aber jede Blume eine begehrte Rarität. Wenn wir also wirklich etwas zum Schutz der Natur unternehmen wollen, dann sollten wir neben der

Bienenhaltung Insektenhotels bauen, in denen die wilde Verwandtschaft Nistquartiere findet, die in der monotonen Agrarlandschaft fehlen. Vor allem aber können wir unsere Gärten als Oasen gestalten, in denen für die kleinen Flieger wieder Blütentankstellen wachsen.

Auch wenn die Honigerzeugung als relativ gewaltfreie Tiernutzung gelten darf, geschieht sie dennoch nicht auf freiwilliger Basis. Nicht umsonst nähert sich ein Imker in der Regel in Schutzkleidung und mit einem Rauchspender bewaffnet dem Insektenvolk, um ihm die Sinne zu benebeln und dann den mühsam angelegten Wintervorrat zu rauben. Damit der Bienenstaat in der kalten Jahreszeit nicht verhungert, wird er anschließend mit billigem Industriezucker gefüttert. Obwohl die kleinen Flieger jederzeit flüchten könnten, tun sie dies nicht, denn sie kehren auf Biegen und Brechen immer wieder zu ihrem Volk und vor allem ihrer Königin zurück. Die jedoch ist durch Züchtung reiseunlustig geworden und bleibt oft lebenslang in der ihr einst vom Halter zugewiesenen Behausung. Und wenn sie doch einmal mit einem Teil des Volkes ausschwärmt, werden die Ausreißer wieder eingefangen und in einen neuen Kasten gefüllt.

Fassen wir noch einmal zusammen: Die Bienenhaltung ist für einen Teilbereich der industriellen Landwirtschaft, insbesondere den Obst-anbau, wichtig, nicht jedoch für die Natur, der diese Art der Tiernutzung vielleicht sogar schaden kann. Auch die Abgabe der Produkte durch die Bienen geschieht nicht freiwillig, ganz im Gegenteil. Im Spätsommer werden gegen deren wütenden Protest die Honigwaben entnommen, die eigentlich als Wintervorrat für die Insekten dienen sollten. Stattdessen füttern die Imker anschließend mit billigem Zuckerwasser nach, damit die Tiere nicht verhungern. Die Honigerzeugung ist so gesehen überwiegend ein Austauschgeschäft und kaum eine echte Produktion. Lediglich die ökologisch arbeitenden Imker, die dem Bienenstock nur den überschüssigen Honig entnehmen und den Tieren ansonsten ihren selbst gesammelten Vorrat belassen, bilden da eine positive Ausnahme.

Unter den Gesichtspunkten der Evolution, unter dem Aspekt der Weitergabe der Gene und des Überlebens der jeweiligen Art ist Haustierhaltung jedoch eine Erfolgsstory für die betroffenen Spezies. Das klingt merkwürdig? Betrachten wir dazu eine der übelsten Haltungsformen, die Käfighaltung bei Hühnern.

Mehr Achtsamkeit mit Tieren



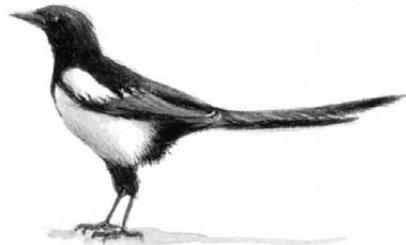
Da stehen wir nun mit unseren Pferden, Ziegen, Hühnern und Kaninchen: Angesichts des bisher Besprochenen stelle ich mir oft die Frage, wie ein fairer Umgang mit ihnen aussehen kann. Darf ich ein Tier, welches ich aufgezogen habe, welches mir vertraut, eines Tages töten und essen? Oder wenigstens ein Pferd dazu zwingen, mich zu tragen? Und wenn ich dies verneinen würde, wäre es nicht besser, ich würde einfach alle Haustiere frei lassen? Oder größere Ställe bauen, noch mehr Weidefläche besorgen und täglich das Lieblingsfutter reichen? Solche Fragen scheinen Menschen in allen Epochen beschäftigt zu haben, und das Pendel schwenkt bis heute heftig in alle Extrembereiche aus.

Gespanntes Verhältnis zu unseren Mitgeschöpfen

Esgab Zeiten, in denen unsere Mitgeschöpfe zumindest in Teilbereichen als annähernd gleichwertig betrachtet wurden. Ein besonderes, heute bizarr anmutendes Beispiel sind die Tierprozesse des Mittelalters. Schweine in Untersuchungshaft, die trotz Hilfe eines Verteidigers der Todesstrafe am Galgen nicht entgehen konnten, exkommunizierte Insekten oder Ochsen, die lebendig begraben wurden – bislang wird dieses spannende Kapitel von Historikern nahezu totgeschwiegen. Vielleicht auch, weil es zeitgleich mit den Hexenprozessen seinen Höhepunkt erlebte und der gleichen Geisteshaltung entsprungen war. Noch im frühen Mittelalter war die Hexenverfolgung sogar ausdrücklich verboten – und Tierprozesse unbekannt. Erst als der Glaube an übernatürliche Kräfte zulegte, traute

Die Legende von der diebischen Elster

Die Elster rangiert schon seit Jahrtausenden bei uns Menschen auf der Sympathieskala ganz unten. Während ihr großer Verwandter, der Kolkkrabe, zumindest bei den Germanen heilig war, galt der schwarz-weiße Vogel als Unglücksbote. Und wenn man sich einmal gründlich auf ein Tier eingeschossen hat, dann wird jede Beobachtung negativ gewertet. Zugegeben, es ist nicht schön, wenn Elstern im Frühjahr Jungtiere anderer Arten aus ihren Nestern zerren und dem eigenen Nachwuchs zum Mittagessen servieren. Beim Eichhörnchen, das die gleichen Delikatessen liebt, ignorieren wir diese Störung des Kuschelfaktors. Und überhaupt: Müssen nicht alle Vögel fremde Tierkinder töten, um ihren Tisch zu decken? Schmetterlingsraupen, Kaulquappen, Mäusejunge, kleine Hasen – sie alle wandern in gierig aufgesperrte Schnäbel. Nur an der Elster bleibt dem Beobachter ein Nachgeschmack von Brutalität und Verwerflichkeit – vielleicht, weil sich Elstern besonders gut an unsere Siedlungen angepasst haben. Sie treten häufig auf und gelten deshalb trotz ihres schönen Gefieders nicht als schützenswert. Bis heute werden jedes Jahr Zehntausende legal geschossen, obwohl die Jagd keinen nachweisbaren Einfluss auf die Gesamtpopulation hat. Damit könnte sie einfach verboten werden, doch offenbar sitzt der Hass zu tief. Der schlechte Ruf stammt allerdings nicht nur von der Nesträuberei her. Elstern interessieren sich wie andere Arten auch für glänzende Gegenstände. Naturgemäß sind diese in modernen Zeiten oft unsere Müll-, Gebrauchs- oder auch Schmuckstücke. Dass sie damit grundsätzlich ihre Nester ausstaffieren, gehört allerdings ins Reich der Legenden. Doch wer einmal in eine Ecke gestellt wurde, kommt dort so schnell nicht mehr heraus. Dabei besitzen diese hübschen Vögel einen scharfen Verstand, der dem von Affen nicht nachsteht. Vielleicht gelingt es eines Tages doch, Elstern mit dem gleichen Respekt und ähnlich positiven Gefühlen zu begegnen wie Eichhörnchen – sie hätten es verdient.



man auch Tieren eine Schuldfähigkeit zu. Der Autor Peter Dinzelbacher berichtet in seinem Buch »Das fremde Mittelalter« von einem Fall aus dem 16. Jahrhundert, in dem Bartholomé de Chassenée, ein führender französischer Jurist, immer wieder Verzögerungen für seine Klienten (Ratten) erwirkte. Seine Begründung: Die Nager hätten Hinterhalte von Katzen umgehen müssen und damit das Gericht nicht rechtzeitig erreicht. Derselbe Jurist tat sich in einem Prozess des Jahres 1520 als Anwalt von Holzwürmern hervor.

Es ist schon ein wenig merkwürdig, dass ausgerechnet in Zeiten der am meisten menschenverachtenden Justizmethode Tieren eine Schuldfähigkeit zugestanden wurde. Und zwar nicht von Analphabeten, sondern von der damaligen Bildungselite. Einen Vorteil hatten die Haustiere dadurch trotzdem nicht: Bei einem Freispruch ging ihr alltägliches Nutzviehdasein bis zum Tod durch den Metzger weiter, bei einem Schuldspruch warteten Folter und Feuer.

Das Zeitalter der Aufklärung beendete diese Praxis (wie auch die Hexenverfolgungen). Toleranz, Freiheit, wissenschaftliches Denken, Namen wie Rousseau, Voltaire oder Kant haben der Epoche historischen Glanz verliehen. Für die Stellung der dem Menschen untergeordneten Fauna ging es währenddessen eher bergab.

Ein besonders düsteres Kapitel im Umgang mit Tieren schlug der französische Philosoph René Descartes auf. Descartes begründete den modernen Rationalismus, der dem Denken, der Benutzung des Verstandes, zur Erkenntnisfindung Priorität einräumt. Damit drang er auch in die Theologie ein, versuchte, Gottes Existenz durch logische Schlüsse zu beweisen, und stellte dessen mögliches Handeln und Beweggründe auf den philosophischen Prüfstand. Seine Denkansätze ordnete er in einer neuen Erkenntnistheorie. Der berühmteste Satz hieraus lautet: »Ich denke, also bin ich« (cogito ergo sum).

Zu seinem Bild von der Welt gehörte die These, dass die Körper von Mensch und Tier lediglich mechanische Automaten seien. Einzig beim Menschen käme noch die Seele hinzu. Folgerichtig (und grausamerweise) sprach er Tieren jedes Schmerzempfinden ab. Zur Untersuchung dieser »Maschinen« betrieb er die Vivisektion, also das Sezieren von Tieren bei lebendigem Leib. Das Stöhnen und Schreien der gequälten Kreaturen

verglich Descartes mit dem Quietschen schlecht geölter Maschinen und bewunderte ansonsten die komplexe Konstruktion.

Mit Claude Bernard trat im 19. Jahrhundert ein weiterer Franzose ins Rampenlicht der Wissenschaft. Er gilt als Begründer der modernen Physiologie und entdeckte viele funktionelle Zusammenhänge des menschlichen Körpers. Ob Atmung oder Leberfunktion, ob Wirkungsweise von Medikamenten oder Auswirkungen von Krankheiten auf Organe, Bernard entschlüsselte viele Einzelheiten unseres Körpers. Wichtiger und bahnbrechend war aber seine Sichtweise des Organismus als ein sich selbst regulierendes System. Viele seiner Ergebnisse erzielte Bernard mithilfe von Tierversuchen, als deren Vater er gilt. Jegliche medizinische Erkenntnis sei mit ihrer Hilfe zu prüfen, so Bernard in seinem 1865 veröffentlichten Buch »Einführung in das Studium der Experimentalmedizin«. Diese Prüfungen erfolgten allerdings so brutal, dass seine Frau sich von ihm trennte: Bernard nagelte Hunde und Katzen auf Bretter und schnitt den lebenden Versuchsobjekten Organe an oder ganz heraus. Da die gequälten Kreaturen häufig noch viele Stunden lebten, nahm er sie zur weiteren Beobachtung kurzerhand mit ins Schlafzimmer. So etwas hält auf Dauer die beste Ehe nicht aus. Seine Frau gründete zusammen mit ihren Töchtern ein Heim für herrenlose Hunde und Katzen.

Verschiedene Psychologen des 20. Jahrhunderts attestierten den ruppigen Wissenschaftlern schwere seelische Defekte, eine Diagnose, die sich auch mir nach Kenntnis derartiger Handlungen aufdrängt. Nachfolger haben Descartes und Bernard bis heute. Und immer noch sind Tierversuche äußerst umstritten. Sicher gibt es sinnvolle Varianten, wenn es etwa um die Praxistauglichkeit frisch entwickelter Medikamente geht. Vor die Wahl gestellt, selbst neue Wirkstoffe ausprobieren zu müssen oder stattdessen auf ein Tier zurückgreifen zu können, würde ich lieber letztere Variante wählen. Doch zum einen stellt sich die Frage nach der Art der Ausführung solcher Versuche, zum anderen nach der künftigen Notwendigkeit angesichts der rapiden Fortschritte bei der Stammzellforschung oder der Biotechnik. In den Laboren sprießen mittlerweile die Zellen verschiedenster Organe, sodass etwa die Wirkung von Medikamenten auf den Herzmuskel beobachtet werden kann, ohne dass Schweine oder Affen ihr Leben lassen müssen. Dennoch werden Jahr für Jahr allein in

Deutschland rund drei Millionen Tiere »verbraucht«, weltweit sind es nach Schätzungen von Tierschutzorganisationen über 100 Millionen. Und durch die Erzeugung und den vorgeschriebenen Test genveränderter Organismen steigt der Bedarf aktuell sogar erneut an.

Wie sehr sich der verachtende Umgang mit Tieren in unser Gedächtnis eingegraben hat, machen für mich immer wieder wissenschaftliche Vergleiche deutlich. So werden regelmäßig die geistigen Eigenschaften von Säugetieren mit dem Entwicklungsstand von Kleinkindern verglichen. Eine mehrfach hinkende Betrachtung. Denn hier werden Arten nebeneinandergestellt, deren einer Vertreter (das Kleinkind) noch gar nicht ausge-reift ist. Abgesehen davon, dass ich meine Kinder im entsprechenden Alter nicht auf Affen- oder Schweineniveau gesehen habe, wird eine solche Gegenüberstellung auch den Tieren nicht gerecht. Denn eine derartige Wertung lässt uns unbewusst ein geistig unfertiges, unreifes Wesen sehen. Das sind ausgewachsene Exemplare aber beileibe nicht! Sie haben sich nach den Jahrmillionen der Evolution als perfekt ausgestattet erwiesen, nur eben für eine andere ökologische Nische als wir. Vergleiche der Fähigkeiten, aufgedröselt in einzelne Bereiche, sind meiner Meinung nach hilfreich und zulässig. Wie sonst sollte man eine Vorstellung von den Fakten bekommen? Die Verknüpfung mit kompletten Entwicklungsstadien eines Menschen erzeugt im Kopfkino jedoch eine Abwertung. Ein Erwachsener, der auf der Stufe eines Kleinkinds stehen geblieben ist, gilt als geistig behindert. Möchten wir die uns umgebenden Arten so sehen? Man könnte, diese wissenschaftlichen Vergleiche aufgreifend, jedes Wesen der Erde einem Wachstumsschritt unserer Art zuordnen. Der menschliche Embryo durchläuft (allerdings nur optisch) viele evolutionäre Schritte der Vergangenheit – vom Einzeller über ein fischartiges Stadium bis hin zum geburtsreifen Baby. Demnach könnte die gesamte Fauna einzelnen Abschnitten zugeordnet werden – mit der Folge, dass wir uns in einer Welt unfertiger Wesen wiederfänden.

Das ist natürlich auch wissenschaftlich völlig verkehrt, dennoch finden sich immer wieder derartige Vergleiche. Man muss Tieren nicht die gleichen Rechte zugestehen wie uns Menschen. Unsere Mitgeschöpfe sollten aber wenigstens so respektvoll betrachtet werden, dass sie als ausgereifte, in der Blüte ihrer Fähigkeiten stehende Individuen behandelt werden. Sie

sind für ihren jeweiligen Lebensraum mit körperlichen und geistigen Eigenschaften exakt so perfekt ausgestattet wie wir für den unsrigen.

Dass eine solche Sichtweise auch heutzutage nicht unüblich ist, beweisen 900 Millionen Hindus. Der Hinduismus stellt keine einheitliche Religion dar, sondern wurde zu Kolonialzeiten als Begriff von den Engländern eingeführt. Er bezeichnete alle indischen, nicht-muslimischen Glaubensrichtungen. Dennoch gibt es eine Gemeinsamkeit: die heilige Kuh. Selbst im dichtesten Großstadtverkehr wird Rücksicht auf sie genommen, und wird sie gebrechlich, so pflegt man sie hingebungsvoll. Ich will Hindus nicht zu Heiligen stilisieren. Abgesehen von etlichen Schattenseiten (so werden Frauen oft massiv unterdrückt), ist auch ihr Umgang mit Mitgeschöpfen nicht immer nur harmonisch. Im Rhythmus von fünf Jahren findet ein hinduistisches Opferfest in Nepal statt, bei dem Hunderttausende Tiere (darunter Zehntausende Rinder) geschlachtet werden.

Wiewohl Vegetarismus kein Gebot ist, lehnt dennoch ein Großteil der Hindus den Fleischverzehr ab. Eine Ursache ist der Glaube an die Wiedergeburt, die auch als Tier erfolgen kann. Rücksichtnahme auf Tiere ist also allgemein geboten. Denn wer möchte schon seine eigene Großmutter im Staub zertreten? Zusammen mit den ähnlich denkenden Buddhisten sind es rund 1,4 Milliarden Menschen, die schon aus rein religiösen Gründen respektvoll mit anderen Kreaturen umgehen.

Ansonsten sind die Beispiele des Zusammenlebens von Mensch und Tier oft paradiesisch verklärt. Besonders deutlich wird dies bei den nordamerikanischen Indianerstämmen, auf die wir noch einmal einen Blick werfen wollen. Speziell in den großen Prärien waren sie abhängig von der Jagd (und damit der Tötung) von Tieren. Dennoch zollten sie ihrer Jagdbeute Respekt, verehrten sie gar als Gottheiten. Hier findet sich eigentlich ein Idealzustand: Der Mensch lebt seine Bedürfnisse als Allesfresser aus, tötet Tiere, ohne sie jedoch als minderwertig anzusehen. Und warum dann das »eigentlich«?

Ganz so harmonisch verlief das Verhältnis doch nicht. Ursprünglich kannten die Indianer keine Pferde; diese waren seit der letzten Eiszeit auf dem amerikanischen Kontinent von ihren Vorfahren ausgerottet worden. Mit dem Vordringen der weißen Eroberer gelangten auch Pferde in die Hände verschiedener Stämme. Hieraus entwickelte sich rasch

eine eigene Reiterkultur. Parallel dazu drang die westliche Zivilisation immer weiter in indianische Siedlungsgebiete vor, sodass diese neue Kultur schon nach ein bis zwei Jahrhunderten wieder erlosch. Ursache war neben dem Einpferchen der Restbevölkerung in Reservate das gezielte Ausrotten ihrer Jagdbeute, des Büffels. Dieses gnadenlose Abschlagen, welches Berühmtheiten wie Buffalo Bill hervorbrachte, steht bis heute für den Frevel des Menschen an unberührten Ökosystemen. Einige Wissenschaftler glauben, dass der weiße Mann den Indianern nur ein wenig zugekommen ist. Denn das neue Transportmittel Pferd vermehrte den Jagderfolg der Ureinwohner erheblich. Mussten sie einst ihr Lager mittels Hundeschlitten und Tragen in die Jagdgründe verlegen, so erledigten nun Mustangs diesen Job. Zudem vereinfachten sie die Jagd. Im Laufe der Zeit wurden die Zelte größer, der Lebensstandard in bescheidenem Rahmen erhöht. Motor dieses »Wirtschaftsaufschwungs« war der Büffel, mit dem es zahlenmäßig bergab ging. Diese Reiterkultur, die den Tierbestand über das nachhaltige Maß hinaus nutzte, hätte das Ende des Bisons demnach nur einige Jahrzehnte später eingeleitet. Der wesentliche Unterschied zu den Schießorgien von Buffalo Bill und Co. war letztlich nur die Sichtweise, der Respekt, der den Tieren gezollt wurde. Immerhin etwas.

